

Irena Brežná

*Die undankbare
Fremde*

Roman

Galiani Berlin

Die Autorin bedankt sich für erhaltene Werkbeiträge bei:
Fachausschuss Literatur der Kantone BS/BL
UBS Kulturstiftung
Kulturfonds Bundesamt für Kultur
Fondation Jan Michalski



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

2. Auflage 2012

Verlag Galiani Berlin

© 2012, für die deutsche Ausgabe Verlag Kiepenheuer & Witsch
GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv: © Getty Images / Photonica / Kamil Vojnar

Autorenfoto: © Mano Strauch

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Felder Köln/Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-052-5

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Wir ließen unser Land im vertrauten Dunkel zurück und näherten uns der leuchtenden Fremde. »Wie viel Licht!«, rief Mutter, als wäre das der Beweis, dass wir einer lichten Zukunft entgegenfuhren. Die Straßenlaternen flackerten nicht träge orange wie bei uns, sondern blendeten wie Scheinwerfer. Mutter war voller Emigrationslust und sah nicht die Schwärme von Mücken, Käferchen und Nachtfaltern, die um die Laternenköpfe herumschwirrten, daran klebten, mit Flügeln und Beinchen ums Leben zappelten, bis sie, angezogen vom gnadenlosen Schein, verbrannten und auf die saubere Straße herunterfielen. Und das grelle Licht der Fremde fraß auch die Sterne auf.

In der Kaserne verhörte uns ein Hauptmann, der mehrere Sprachfehler hatte. Er konnte kein r rollen, weder ž, l, t, dž, ň noch ô aussprechen und betonte unseren Namen falsch, sodass ich mich nicht wiedererkannte. Er schrieb ihn auf ein Formular und nahm ihm alle Flügel und Dächlein weg:

»Diesen Firlefanzen brauchen Sie hier nicht.«

Er strich auch meine runde, weibliche Endung, gab mir den Familiennamen des Vaters und des Bruders. Diese saßen stumm da und ließen meine Verstümmelung gesche-

hen. Was sollte ich mit dem kahlen, männlichen Namen anfangen? Ich fror.

Der Hauptmann lehnte sich zufrieden zurück:

»Sind Sie zu uns geflüchtet, weil es hier die Meinungsäußerungsfreiheit gibt?«

Wir kannten dieses lange Wort nicht. Mussten wir dem Mann jetzt unsere Meinung sagen, damit er jedem ein Bett und eine Wolledecke gibt? Zu sagen, was man denkt, sät Zwietracht, man wird einsam davon, kommt in Einzelhaft.

Der Hauptmann wartete vergeblich auf unsere Meinung, dann senkte er die Stimme verdächtig tief:

»Was für einen Glauben haben Sie?«

Ich fürchtete, Mutter und Vater würden den Pakt mit dem Teufel schließen und Gott ins Spiel bringen, aber sie blieben sich gottlos treu und schwiegen.

Da wandte sich der Mann an mich:

»Woran glaubst du, Mädchen?«

»An eine bessere Welt.«

»Dann bist du richtig bei uns. Herzlich willkommen!«

Er zwinkerte mir zu und besiegelte mein Schicksal mit einem Stempel.

Eine hagere Frau führte uns durch lange Gänge. Ihr mitleidvoller Blick streifte mich. Ich suchte die Unglückliche, der ihr Blick galt, aber die Welt war leer. Diese Frau, die weder geschminkt noch toupiert war, hatte Mitleid mit mir! Ich tastete meinen Körper ab, er war noch ganz. Da spürte ich, wie meine Seele auf dem Weg zum Flüchtlingsbett hinkte. Sie war lahm. Und schon wurden uns raue, karierte Decken ausgehändigt. In der Turnhalle saßen unsere Landsleute auf Feldbetten. Ich suchte in ihren

Augen nach der eigenen Meinung, die sie loswerden wollten, doch ich fand darin bloß geblendete Nachtfalter. Als jemand Okkupationswitze erzählte, tauchte mein verlorenes Lachen auf, das gleich darauf in Tränen unterging. Ich weinte über den letzten Witz aus unserer Diktatur. Nun sollten wir demokratisch und witzlos leben. Die Landsleute redeten über unbekannte Länder, mutmaßten, wo es besser sei. Gefaltet wie sie waren, ließen wir die karierten Decken zurück und brachen erneut auf.

Das Verrückte an unserer Geschichte war, dass uns unsere besten Freunde überfallen hatten, und auf der Flucht vor den Truppen der Verbündeten waren wir in einem Feindesland gestrandet. Vor Mitternacht erreichten wir eine Stadt. In einem Hotel voller Flüchtlinge bekamen wir ein eigenes Zimmer. Wir durften nur das billigste Essen bestellen, doch das war nicht schlimm, sicher schmeckten auch die teuersten Speisen fad. Die Nationalgerichte der Großmutter galten hier als ungesund. Es gab harten Käse, aber reden sollte man nicht darüber.

»Rede keinen Käse«, sagte der Lehrer im Sprachkurs.

Dort freundete ich mich mit meinem Landsmädchen Mara an. Ich beneidete sie um ihren mit Watte ausgestopften Büstenhalter. Sie war eine gute Freundin und stahl auch für mich einen. Nach dem Sprachkurs gingen wir Kleider begutachten, die draußen auf der Straße Schaukelten, alleine gelassen wie fremde Mädchen, dem Raub preisgegeben. Ernste, magere Frauen in zerknitterten Leinwosen, schmucklos wie mein neuer männlicher Name, gingen vorbei, ohne die Miniröcke aus glänzendem Taft und die golden schimmernden Samtjäckchen eines Blickes zu würdigen.

Mara sagte:

»Das sind keine Frauen. Sonst würden sie sich auf die Klamotten stürzen. Wie traurig, dass sie niemand will.«

Nachdem Mara unserem Volk Schande gemacht hatte, schrieb ich ihr ins Jugendheim: »Liebe Mara, es ist ungerecht, dass du den Ausverkauf nicht sehen kannst. Die Miniröcke haben rote Preisschilder wie blutig verweinte Augen.«

Mara kehrte nicht nach drei Jahren zurück, sondern nach drei Wochen. Die Gerichte hatten Strafausverkauf.

Die Leiterin des Dolmetscherdienstes ermahnt das internationale Heer sprachlicher Stundenlöhner:

»Nur vermitteln, nicht eingreifen.«

Sie hängt nicht in der Kontinentalspalte, kennt nicht das Krachen, wenn Kulturen aufeinanderstoßen. Vor jedem Einsatz bläue ich mir ein: Pass auf dich auf, lass die Ufer Ufer sein, biete dich nicht als Brücke an, die stets zu Diensten steht, sonst trampelt man auf dir herum und bringt dich zum Einsturz. Sei eine Sprachfähre. Führe die Passagiere hinüber, lege ab und lösche ihre Gesichter aus dem Gedächtnis.

Etwas von beiden Ufern bleibt trotzdem an der Fährfrau kleben. Ich dolmetsche aus drei Sprachen. Bekomme ich einen Auftrag, setze ich mich aufs Fahrrad und rätsle zum Surren der Räder, aus welchem Land wohl meine heutigen Passagiere sein werden. Ich mag den Augenblick, wenn der Mensch vor mir steht und die Sprache sich offenbart. Oft errate ich die Sprache ein paar Sekun-

den davor. Ich sehe an der Beschaffenheit des Mundes, von welchen Lautkombinationen er geformt worden ist. Dann grüße ich den Menschen, und im Gruß ist die Sprache mitgemeint. Sprachen sind Wesen. Sie leben unter uns, lungern herum oder tänzeln, rattern, stocken, säuseln. Wir nähren und kleiden die Sprachen ein, sodass sie satt oder schäbig werden, unterernährt oder schick gekleidet. Wenn ich Kopfweh habe, bin ich hellhörig auf Laute. Eine gereizte, schrille Stimme schneidet mein Gehirn entzwei, ich kneife vor Schmerz die Augen zusammen. Ist die Sprache geschmeidig, bade ich darin und genesen.

Die Schwangere und ihr Mann sitzen im Wartezimmer der Frauenklinik, und ich erkenne das Paar an seiner Verlorenheit. Mit einem breiten Lächeln gehe ich auf die beiden zu, doch ihre Gesichter zeigen sofort Anspannung. Dort, woher sie kommen, ist das Lächeln im öffentlichen Raum verdächtig. Wer lächelt, der will etwas. Als die Frau auf dem gynäkologischen Stuhl liegt, und die Krankenschwester mit einem Gerät schwarze Bänder um ihren Bauch herum befestigt, ist sie gefesselt an ihren Zustand. Tagelang kann ich die Schwangere nicht vergessen, sehe sie vor mir, bei allem, was ich tue, Sorge mich, ob sie mitten in den Wehen das Wort »Pressen« verstehen wird. Ich versuche mich zu beruhigen: Aber ja, wenn die Hebamme barsch: »Pressen Sie!«, rufen wird, wird es die Gebärende an der Heftigkeit des Rufes erkennen. Da höre ich einen Schrei, und der spitze Bauch sackt in sich zusammen. In dem Moment klingelt das Telefon. Ich soll sofort in den Gebärsaal kommen.

Die Hebamme ruft:

»Der Muttermund ist schon acht Zentimeter weit offen«, und schickt mich hinaus.

Vor der dicken Tür im Gang fragt die Ärztin hastig den Ehemann aus:

»Missbildungen, Zwillinge, Drillinge in der Familie?«

»Nein.«

»Diabetes? Herzprobleme?«

»Nein, nein.«

Nimmt sie Drogen? Wie steht es mit Alkohol? Raucht sie? Ist sie depressiv?

»Sie ist gesund«, ruft er laut.

Ich habe ein Blackout und verstumme. Der sich öffnende Muttermund hat mir die Sprache verschlagen. In kurzen Abständen dringen Schreie zu uns, wie die einer Eule. Auf einmal wird es still, dann hört man leises Wimmern.

Ich falle dem Mann um den Hals:

»Sie hat es geschafft!«

Er hebt die Arme zum Himmel:

»Möge Gott Ihnen alle Wünsche erfüllen!«

Er kramt eine Wassermelone aus seinem Rucksack und gibt sie mir. Sein Gesicht ist ein leuchtender Lampion, die Backen treten hervor, als füllte sie jemand mit Lachgas, sie dehnen sich nun anstelle des Bauches in den Sommernachmittag hinaus. Auf einem Gestell im Gebärsaal verdickt sich die Plazenta zu schwarz-roten Hügeln, die junge Mutter liegt nackt und still da, ihr Bauch ist weit, der Kopf zur Seite geneigt. Das Neugeborene öffnet die Augen.

Ich entlasse alle Sprachen und zu Hause esse ich die Wassermelone auf.

Wir waren in eine vorrevolutionäre Vergangenheit geraten. Die Slogans an den Mauern riefen nicht dazu auf, die Gesellschaftsschichten abzuschaffen, sondern sie luden ein, sich auf eine Matratze mit mehreren Schaumschichten zu legen. Der seriös wirkende Mann, der auf einem Plakat versprach: »Wir sorgen für Sie«, verriet nicht, dass seine Fürsorge gekauft werden musste. Eine lächelnde Hausfrau zwang uns mit: »Das Beste für Sie« in die Knie auf den Küchenboden, um ihn zu polieren.

Mara empörte sich:

»Haben wir unser Land verlassen, um die Freiheit zu bekommen, zwischen giftigen Putzmitteln zu wählen?«

Es gab keine Menschenmasse, in der wir hätten aufgehen können wie einst in unseren Demonstrationen zum Ruhm des Fabrikproletariats. Hier trugen bloß zwei Langhaarige das Transparent »Recht auf Faulheit« und waren ernst dabei wie bei der Arbeit. Ich ging mit Mara dorthin, wo sich Menschen fröhlich zusammendrängten. Doch im Kinosaal waren nur ein paar Männer. Da die Frauen in diesem Land kein Wahlrecht hatten, gingen sie wohl auch nicht ins Kino. Der Film war allerdings gar nicht politisch: Zwei Freundinnen tranken im Wohnzimmer zusammen mit einem Mann Kaffee zum Kuchen, und als sie ihre Büstenhalter auszogen, rückten die Zuschauer näher an uns heran. Bei der Science-Fiction-Szene, bei der der Filmheld seine Hose aufknöpfte, rannten wir hinaus.

Mara sagte:

»Wir lassen uns von niemandem zum Kuchenessen einladen.«

Aber die Privatsphäre, die überall an Mauern und Säulen hing, sahen wir nur dort. Die Einheimischen boten

den Fremden nicht an, sich auf ihren Polstergruppen das Recht auf Faulheit zu nehmen. Dafür gab es freien Eintritt in ein ehrwürdiges Gebäude, das aussah wie Höchstes Gericht, Naturhistorisches Museum und Hauptbahnhof in einem. Hier waren auf mehreren Stockwerken unter einer Glaskuppel Dinge mit diskreten Preisschildern ausgestellt. Meist unnützlich, dafür farbig und aus allen erdenklichen Materialien, thronten sie majestätisch im Licht. Zeugnisse einer Hochkultur. Durch Selektion hatten sie sich aus einem Urding entwickelt. Welche Artenvielfalt, Zwischenarten, durch Mutation entstanden. Bei uns gab es – wie bei der Erschaffung der Welt – ein Brot, einen Lippenstift, eine Mutter, eine Partei, eine Fischkonserve und sehr selten eine Nylonstrumpfhose.

Es wäre grausam den Dingen gegenüber, sich für etwas zu entscheiden und alles andere zu verschmähen. Ich taumelte hinaus, setzte mich auf eine Parkbank und rupfte in Gedanken mein Durcheinander aus Wünschen kahl, bis ein einziger übrig blieb. Dann zwang ich mich zur Blindheit, ging wieder hinein, aber auch, wenn ich die Dinge nicht beachtete, riefen sie mich zu sich. Um hier einzukaufen, musste man blind und taub sein. Kurz vor Ladenschluss schnallte ich mir einen breiten Gürtel um. Den Rest des Geldes schenkte ich einem Mann, der ausgestoßen von den Dingen auf dem Gehsteig saß. Sein Bart war verklumpt, sein Hund lag eingerollt und tot neben einem leeren Napf, wie ein Ding, allerdings ohne Preisschild. Wären die Obdachlosen aus buntem glattem Plastik, würde man sie abstauben, anpreisen und hätscheln bis zum Ausverkauf. Ihr Missgeschick war, dass sie noch lebten und nicht glänzten.

Mara sagte, es gebe irgendwo einen Einblick ins Innere der Häuser, es gebe Vitrinen, in denen Frauen in Unterwäsche mit Rüschen und in Stiefeln wie Dinge säßen. Und Männer würden sie aus dieser Lage nicht befreien, sondern nur kurz mieten und wieder zurückstellen. Und die Frauen würden nicht weglaufen, sie seien geworden wie Dinge, dingfest eben. Da die Dinge in der Demokratie in der Mehrheit waren, hatten sie Macht, und die Menschen dienten ihnen und priesen sie mit der Zahl 9,99 und deren Variationen an. Vor Nullen hatten sie Angst wie vor Obdachlosen. War jemand eine Null, wurde er obdachlos.

Sie sitzt in der Fremde alleine im Zimmer mit der schreienden Tochter, geht mit ihr kaum hinaus. Sie schämt sich für ihr Schreien.

»Haben Sie sich über Ihre Tochter gefreut, als Sie sie zum ersten Mal sahen?«, fragt die Neurologin.

»Erleichtert war ich.«

»Waren Sie nervös in der Schwangerschaft?«

Die Frau fängt an zu weinen. Die Ärztin entschuldigt sich für das Hinabsteigen in die Vergangenheit. Meine Stimme rollt in beiden Sprachen gleichmäßig, ich achte darauf, dass ich den Blickkontakt halte, den Kopf nach rechts, den Kopf nach links. Blickkontakt gehört zum Beruf. Mehr als das, der Blick ist an diesem Nachmittag ein Teil der Anamnese. Die Zweijährige hat nämlich ihre Mutter nie lange und zufrieden angeschaut.

Waren es im Krieg die Besatzer, sind es in der Nachkriegszeit die eigenen Landsleute, Kollaborateure, die im

Morgengrauen in die Häuser eindringen, entführen und verstümmelte Leichen an die Familien verkaufen. Gesehen hat sie ihren Mann selten, jede Nacht verbrachte er anderswo, mal im Wald, mal bei Verwandten. Doch einmal, als sie im dritten Monat schwanger war, erwischten sie ihn, und nach fünf Tagen ließen sie ihn für den Gegenwert von zehn Schafen frei. Was sie mit ihm in ihren Folterkammern anstellten, das weiß sie nicht. Danach war er ein anderer. Er wollte nur noch weg.

Nachts überquerten sie mit Schleppern Grenzen, an Infrarotkameras vorbei. Die Angst drehte sich in ihrem Bauch, und der Fötus drückte sich gegen die Bauchwand. Im Flüchtlingsheim brach die Schwangere zusammen. Nachts im leeren Spitalzimmer mitten in der großen Fremde zu liegen war, als wäre sie alleine im Weltall. Der Blutdruck schnellte hoch bis zu den Sternen. Die Zeit der Niederkunft war noch nicht gekommen, aber die Ärzte sagten, das Kind müsse von dem Druck befreit werden.

Der Mann trifft sich mit Landsleuten, politisiert, besucht den Sprachkurs. Sie bleibt mit dem Kind im Zimmer. Es ist heiß und feucht darin, auch tagsüber lässt sie die Jalousien halb herunter. Sie hat nie geschrien, auch nicht unter den Bomben. Es gehört sich nicht, die Fassung zu verlieren. Ihre Tochter trägt die unterdrückten mütterlichen Schreie in die Welt, stößt Laute heraus, aber keine Worte. Die Mutter ist verstummt, sie denkt an das zurückgelassene Land, ihre Gedanken fließen dorthin wie aus einem Leck. Die Tochter vermag die Welt nicht als die Weite zu sehen, sie wurde in der Enge der Angst ausgetragen. Sie hat einen engen Blick auf die Welt.

»Eine autistische Störung«, teilt die Neurologin Wochen später die Diagnose mit.

Die Augen des Vaters werden mattgelb und starr, der Hals verschwindet im Rumpf, die Arme erschlaffen. Schweiß rinnt von seiner Stirn, von den behaarten Unterarmen. Der Kopf weiß nicht, was »Autismus« bedeutet, doch der Körper begreift es und stellt sich tot. Dann rinnen Worte aus ihm heraus. Das neue Unglück erinnert ihn an das alte, daran, wie man ihn holte, mit einem Sack, gefüllt mit Sand, auf seinen Kopf einschlug, bis er unterschrieb, dass er jede Anweisung ausführen, auch töten würde. Er ergab sich, ging in dieselbe Starre wie jetzt. Auf einem Auge ist er erblindet, und im Kopf dröhnt es ständig. Auch die Angst ist noch da. Er fühlt sich vom Leben bestraft, ist nicht mehr zu bremsen, schimpft über die Zweizimmerwohnung an einer stark befahrenen Straße, auf das Fürsorgeamt, das ihn drängt, sich eine Arbeit zu suchen.

»Ich habe nichts gelernt, es war Krieg. Und die hiesige Sprache geht mir nicht in den Kopf.«

Die Tochter schlägt mit einem Holzklotz auf den Boden, gerät in Rage, schneidet Grimassen, knirscht mit den Zähnen. Mich sieht sie nicht, ich bin ein großer Klotz, den kann ihr Gehirn nicht aufnehmen. Sie ist selektiv und ausdauernd, besessen erforscht sie Details und wird sich nie an der Blütenpracht des Frühlings erfreuen.

»Sie gehorcht nicht. Haben wir sie etwa verwöhnt?«, seufzt die Mutter und fügt hinzu, aus Angst, sie könnten als schlechte Eltern gelten, die ihre Pflicht versäumen:

»Wir sind streng, wir schlagen sie. Das beruhigt sie.«

»Weil es Körpersprache ist«, erklärt die Ärztin.

»Der Kinderarzt ist schuld. Ich fragte ihn doch, ob ich zu wenig Milch habe. Er winkte ab. Dabei schrie meine Tochter vor Hunger.«

Die Ärztin sagt ruhig:

»Der Autismus kommt nicht vom Hunger.«

Der Vater widerspricht:

»Ich weiß, was Hunger ist. Vom Hunger wird man nicht klug.«

Im Nachkriegsland kommen viele Kinder mit Missbildungen zur Welt. Sie werden schnell in Kübeln entsorgt, und jene mit Downsyndrom versteckt man in den Häusern. So viele Anomalien auf einmal. Kollateralschäden. Ein behindertes Kind verletzt die Familienehre. Es verletzt aber mitnichten die Ehre der Täter.

Die Mutter hebt ihre Tochter hoch:

»In den Konferenzsälen sollst du schreien, das ist der Ort dafür.«

Wir bezogen eine Neubauwohnung am Stadtrand. Die Eltern bekamen Arbeit im zwölften Stock einer Firma, die chemische Farbstoffe herstellte. Mutter war stolz, dass die Welt dank ihr farbiger wurde. Vom ersten Gehalt ging sie mit mir Möbel kaufen. Im Keller eines Einfamilienhauses zeigte uns der Hausherr gediegene Trödelware und nannte Preise, worauf Mutter den Kopf schüttelte und mit der Zunge schnalzte. Je aufmerksamer er uns anschaute, umso trauriger wurde er. Als könnte er davon fröhlicher werden, senkte er die Preise. Er senkte sie so sehr, dass Mutter nur noch nickte. Dieser Mann schämte sich vor uns seines Häuschens und des Friedens, in dem er lebte, schämte sich

dafür, dass er nichts gegen das Unrecht, das unserem Land widerfahren war, tun konnte, und war bodenlos beschämt, dass sich Mama über seine Möbel freute. Obwohl er aufgewühlt war, wahrte er das Maß und erniedrigte uns nicht mit Spottpreisen. Ich hatte nicht gewusst, dass es eine so anständige Scham geben kann, und sie war es, die uns inmitten dieses bürgerlichen Gerümpels in der Fremde willkommen hieß. Wie es sich bei Begrüßungszeremonien gehört, kam ein Geschenk dazu. Als ich nach dem Preis eines roten Kelims fragte, hob der Mann diesen sanft wie ein Neugeborenes vom Boden auf und sagte:

»Der gehört dir.«

Er tat es, ohne zu seufzen und ohne mir einen tiefenden Kuss auf die Stirn zu drücken. So lernte ich, dass gute Gefühle hier getarnt und geräuschlos wie Partisanen unterwegs waren. Abends legte ich mich auf den Kelim und weinte. Von da an besuchte mich das Weinen einmal wöchentlich, ich öffnete ihm die Tür, und wir blieben die Nacht zusammen. In einer dieser Nächte fand ich heraus, dass ich reich war, ich besaß etwas, was dem sich schämenden Mann fehlte: Ich hatte ein tragisches Schicksal. Ich musste mich weder sorgen, es zu verlieren, noch um seine Wertsteigerung bemüht sein. Ein tragisches Schicksal war ein stabiler Besitz. Jene, die nur kleine Unglücke kannten, regten sich über allerlei Kleinkram auf.

Es drohten keine Versorgungsengpässe, Waschmaschinen, Autos und Putzmittel standen zur Verfügung, und Mutter gelangte zur Überzeugung, wir seien glücklich.

»Was hast du, Griesgram, lach doch mal«, ärgerte sie sich über mich.

Seit ich meine weite Haut der Gemeinschaft verloren

hatte, hüllte ich mich in enges Selbstmitleid, verkroch mich im Groll gegen das Unvertraute. Ich fühlte mich wie ein Ding, das Mutter in ein fremdes Haus gestellt hatte, wie eine unmündige Braut, hundert Jahre zurückgeworfen, verheiratet an ein Land wie an einen strengen, alten Mann. Ihn lieben und achten sollte ich, mich mit ihm ein Leben lang vertragen. Verraten wurde ich, in allem, was den Menschen ausmacht. Mutter hatte mir nicht hundert Prinzen vorgeführt, mich nicht gefragt: »Wen willst du?« Und: »Magst du überhaupt heiraten?«

Sie sagte entschlossen:

»Hier gibt es keine Unterdrückung.«

Für mich war mein Land verspielte Muttersprache gewesen, Lachen mit meinen Freundinnen, selbstverständliche Zugehörigkeit, ein warmer Strom, der mich getragen hatte. Ich hatte Kiemen gehabt, und auf einmal wurde ich ans Ufer geworfen, hörte das Wachsen der Lungen, und jeder Atemzug schmerzte. Der Bruder verprügelte mich weiter, als lebten wir nicht in einer humanen Gesellschaft. Ich zog aus.

Die Welt war in »Ich« und »Das fremde Land« zerbrochen. Ich nannte es »mein Mann«. Wenn ich »meinen Mann« anschaute, sah ich, was er nicht sah. Er hatte kein Mondgesicht, sein Gesicht war ein Weizenkorn, länglich und hart. Ich konnte mich darin nicht ausruhen. Er war damit beschäftigt zu keimen, zu sprießen, zu reifen, bis zur nächsten und übernächsten und überübernächsten Ernte. Wie schlief dieses Gesicht? Ich wollte es in die Hände nehmen und glätten, aber es machte mir Angst. Aus seinen Worten schlüpfen sogleich Taten heraus. Kam eine Idee auf, ließ er sie nicht schweben, sie war kein

Luftballon, dem man zuschaut, sogleich hat er sie gepackt, auf den Boden gezogen und einem Plan unterworfen. Uhrzeit, Ortsbestimmung, Ablauf, Absicherung gegen Zufall. Um hier heimisch zu werden, meinte ich, »meinen Mann« zu den alten Menschen machen zu müssen, die lieber Episoden erzählten und Träumen nachhingen als handelten. Diese Aufgabe türmte sich vor mir auf wie die unverrückbaren Schneegipfel, die an klaren Tagen in der Ferne auftauchten.

Der Gefangenenwagen mit verdunkelten Fenstern fährt in den Hof ein. Ich steige die Treppen hoch, im Warteraum blättere ich in Boulevardzeitschriften, die das einzig Farbige in dieser Einrichtung sind, lese flüchtig eine Mordgeschichte, bis ein gut gelaunter Polizist erscheint.

»Was ist es für ein Fall?«

»Organisiertes Verbrechen. Die kommen hierher, um zu stehlen. Bei uns ist kein Selbstbedienungsladen.«

Der junge Angeklagte schwankt herein, verdreht die Augen, zittert und deckt mit der Schafspelzjacke seinen eingefallenen Brustkasten zu.

»Ich bin auf Entzug. Werde ich freigelassen?«

Der Anwalt stiert mit weit aufgerissenen hellblauen Augen in die Akte. Seine braunen Haarlöckchen richten sich auf vor Aufregung.

»Der Diebstahl von drei Parfüms ist noch kein Grund, Sie im Gefängnis zu behalten.«

»Ich halte es nicht mehr aus, habe Schüttelfrost, der Blutdruck steigt, schon seit zwei Tagen bin ich ohne Stoff.«